

Der Überwältiger

KINO Clint Eastwood verfilmt in «The 15:17 to Paris» den Attentatsversuch im Thalys-Zug – mit den drei Amerikanern, die das Massaker verhinderten: Die Männer spielen sich selbst, und so entstand ein entwaffnender Film übers Heldentum.

Einer der Passagiere, die sich im United-Flug 93 am 11. September 2001 auf die Entführer stürzte, hatte kurz zuvor ins Telefon gesagt: «Let's roll!» Von den drei Amerikanern, die am 21. August 2015 im Thalys-Zug von Amsterdam nach Paris einen Attentäter überwältigten, kennt man keinen Schlachtruf, der ähnlich unsterblich geworden wäre. Dank dem Film von Clint Eastwood haben sie nun aber auch einen: «Spencer, go!»

Air-Force-Soldat Spencer Stone, Nationalgardist Alek Skarlatos und der Student Anthony Sadler rangen an diesem Sommertag den Marokkaner Ayoub El Kahzani nieder, der den Thalys 9364 mit Sturmgewehr, Luger, rund 300 Schuss Munition und einem Teppichmesser betreten hatte. Im Umgang mit Waffen war er aber offensichtlich ungeübt. Es scheint jedenfalls ein Riesenglück gewesen zu sein, dass seine Kalaschnikow leer klickte, als Spencer Stone ihn niederwarf und nach einem Gerangel in den Würgegriff nahm. Alek Skarlatos schlug El Kahzani mit dessen Gewehr so lange ins Gesicht, bis der das Bewusstsein verlor. Dabei wehrte sich der Marokkaner mit dem Messer und stach Stone in Nacken und Hand. Andere Passagiere halfen, den Attentäter darauf mit einem T-Shirt zu fesseln.

Der 87-jährige Clint Eastwood zeigt die Tat am Ende von «The 15:17 to Paris» realistisch: Erst entsteht ein Durcheinander, als El Kahzani die Zugtoilette verlässt. Ein Schuss fällt, Spencer Stone schlägt instinktiv den Klappstisch hoch und geht in Deckung. Die Gewalt ist wie Adrenalin, das einschiesst: plötzlich und heftig, und wenn man zweimal geblickelt hat, ist alles bereits wieder vorbei. Ihre militärische Erfahrung kam Stone und Skarlatos zugute. So wie es der Film zeigt, verhinderten sie das Massaker aber vor allem dank blitz-



Helden im Zug: Alek Skarlatos, Anthony Sadler und Spencer Stone (von links).

Foto: Keith Bernstein

schneller Reaktion und viel Mut. François Hollande zeichnete alle drei mit dem Orden «Chevaliers de la Légion d'Honneur» aus.

Stinknormale Amerikaner

Dass sie sich im Film nun kurzerhand selbst spielen, darf man als ein dokumentarisches Experiment bezeichnen. Stone ist der sensibelste Schauspieler und hat die tragende Rolle; den anderen beiden merkt man die Anstrengung an, natürlich zu wirken. Der Effekt ist ein merkwürdiges Flirren zwischen Realismus und Verfremdung: als stünden die drei Laiendarsteller immer leicht neben sich. Allerdings ist Clint Eastwood nicht unbedingt bekannt dafür, dass er die Künstlichkeit des Kinos reflektieren würde. Die drei Helden sind bei ihm vor allem eins: stinknormale Amerikaner, die tun, was getan werden muss, und dadurch Aussergewöhnliches leisten.

Nur ist es fast wieder bizarr, wie gewöhnlich sie sind: Die drei Schulfreunde begeisterten sich für Militärgeschichte – Eastwood

lässt das in unebenen Flashbacks von Kinderdarstellern nachspielen. Stone will zur Fallschirmtruppe, bleibt aber bei den Sanitätern. In jenem Sommer treffen sie sich zum Backpacking-Trip via Rom, Venedig und Berlin. Drei gutmütige Ami-Touristen, die Spass haben wollen. Etwas Seltsameres als das Europa von Clint Eastwood hat man lang nicht gesehen, und wir reden hier von einem Mann, der einmal mit einem Stuhl gesprochen hat. In Berlin unternimmt das Trio eine Veloführung zum Hitler-Bunker; in Rom gafft es einer Réceptionistin nach, wobei Eastwood immer noch Macker genug ist, ihrem Hintern nachzufilmen.

Um die Durchschnittlichkeit der drei Freunde zu demonstrieren, hätte es eigentlich gereicht, sie im Thalys zu zeigen. Es ist immerhin eine Reise von dreieinviertel Stunden, und keiner nimmt ein Buch hervor. Aber natürlich kommt man so niemals auf 90 Minuten Lauflänge, weshalb der patriotische Republikaner Eastwood einmal mehr die

Autoritäten anklagt, die sich der quasi naturwüchsigen, letztlich unbezähmbaren Entschlossenheit von Männern entgegenstellen: die Lehrerin, die den unkonzentrierten Buben Tabletten geben möchte; die Armeekorps-Ausbildnerin, die Spencer Stone bei einem vermeintlichen Amoklauf auf der Basis zurückpfeift, weil der schon mit einem Kugelschreiber bewaffnet neben der Tür steht.

Heroische Impulse

Es gibt noch ein paar andere Hinweise auf höhere Bestimmung. Elegant ist das nicht, aber Eastwood, der Memmen hasst und auch schon von der «pussy generation» sprach, geht es – wie zuletzt in «Sully» über den Heldenpiloten vom Hudson River – um die heroischen Impulse in einer Situation, die ausweglos erscheint. Trotzdem wird ihm jetzt wieder vorgeworfen, dass er nur die amerikanische Seite zeige und der Attentäter nie ein Gesicht bekomme; dass die NRA sicher auch Freude habe an einem

Drama über wehrbereite Zivilisten.

Aber darum geht es nicht. Stone, Skarlatos und Sadler haben gar keine Waffen. Sie tun lediglich das, was wahrscheinlich jedervon uns gern tun würde, wenn er den Mut hätte: so einem Arschloch mit Kalaschnikow und Pistole zünftig eine reinhauen. Das ist kein differenziertes Gefühl. Es ist die instinktive Entscheidung im Moment, die drei Amerikaner zu Helden gemacht hat.

Die ersten Zugpassagiere, die sich dem Attentäter in den Weg stellten, waren übrigens zwei Franzosen. Dem Sorbonne-Professor Mark Moogalian schoss El Kahzani in den Rücken; Stone stoppte die Blutung am Hals, indem er mit blosser Hand auf die Arterie drückte. Moogalian spielt auch mit. Er liegt noch einmal im Zug, in einer Lache aus Kunstblut. Wer tut so was, ausser ein Held?

Pascal Blum

«The 15:17 to Paris»: Der Film läuft ab morgen im Kino.

Ein grosses Stück Hip-Hop-Geschichte

MUSIK Kendrick Lamar gewinnt für sein Album «Damn.» den Pulitzer-Preis für Musik – als erster Rapper überhaupt. Die Zeit war reif.

Im Januar zog Kendrick Lamar bei der Grammy-Verleihung gegen den keimfreien Popstar Bruno Mars beim Album des Jahres noch den Kürzeren. Doch welchen Wert hat eine Auszeichnung der Musikindustrie in diesen Tagen noch, nicht nur in Deutschland, sondern auch in den USA? Zumal dann, wenn man neuerdings auch als Rapper von weit höherer Warte geehrt werden kann. «Damn.», das vierte Album von Kendrick Lamar, erhält den Pulitzer-Preis in der Kategorie Musik. Es ist das erste Mal in der Pulitzer-Geschichte, dass der Musikpreis an einen Künstler geht, der nicht in der Klassik oder dem Jazz zu Hause ist.

«Damn.» sei eine «virtuose Liedersammlung», begründete die Jury ihren sensationellen, einstimmig gefällten Entscheid. Ein Album, das geehrt werde durch «umgangssprachliche Authentizität und rhythmische Dynamik». Die Platte biete «eindrängliche Momentaufnahmen, die die Komplexität des modernen afroamerikanischen Lebens einfangen». Die Geschäftsführerin des Pulitzer-Preises sprach von «einem grossen Moment für die Hip-Hop-Musik».

Eine Art Heilsbringer

«Damn.» erschien am Karfreitag 2017. Das Datum war kaum zufällig gewählt, denn es geht auf dem Album um Verdamnis, um Demut, um Zweifel und um einen, der als schwarzer Amerikaner unter Präsident Donald Trump seinen Weg und seinen Platz in der Gesellschaft sucht und um diesen ringt. Immer wieder rappt der virtuose Lamar die Zeile: «Nobody pray for me» – niemand betet für mich –, eine Zeile, die der Rapper auch auf seine Tour-Shirts drucken liess. Immer wieder hört man auch Schüsse. Es sind Momente, in denen die Polizeigewalt gegen Afroamerikaner sehr nahe ist. Eine Gewalt, die den Mann aus Compton, Los Angeles, geprägt hat, spätestens, als er als Kind 1992 Zeuge der Rodney-King-Riots wurde. «Damn.» ist so auch ein Manifest der «Black Lives Matter»-Bewegung.

Es ist ein 55-minütiges Stück Musik, das schroff und dringlich klingt und mit all den Bibelreferenzen und Gastgesängen von Rihanna und U2-Sänger Bono, der über Amerika nachdenkt, eng verwoben ist. So eng, dass man «Damn.», das zu den meistgestreamten Alben des letzten Jahres zählt, am Stück hören sollte. Bei aller Komplexität klingt «Damn.» doch unangestregter als das zu sehr auf Meisterwerk getrimmte Vorgängeralbum «To Pimp a Butterfly», mit dem Lamar 2015 nicht nur zu Obamas Liebling, sondern auch zum Rap-Superstar aufgestiegen ist. Zu einem, den man immerzu in die Rolle des Heilsbringers drängt, der er in gewisser Weise auch ist. Das Religiöse und Pathetische findet bei ihm ebenso Platz wie der Strassenslang, das sozial Bewusste ebenso wie das Drastische.

Wenn nun die Pulitzer-Auszeichnung an diesen Ausnahmepopper geht, dann macht dies auch deutlich, dass Hip-Hop längst die prägende Popkultur der Gegenwart ist. Und zwar mit allen Widersprüchen, Brüchen und Reibungen, die auch auf «Damn.» zu hören sind.

Benedikt Sartorius

Die Klangmaschine des Euphorikers

JAZZ Der deutsche Komponist Steffen Schorn lässt das Zurich Jazz Orchestra aufregend sublim und zeitgemäss klingen. Ein Probenbesuch.

«Ich würde gern «Three Pictures» machen», sagt Steffen Schorn. Die 17 Musiker des Zurich Jazz Orchestra blättern bei der Probe im Zürcher Kanzlei in den Noten. Schorn tänzelt herum in weissen Turnschuhen. Ein Euphoriker. Und schon ertönt Musik. Mit ausladender Gestik dirigiert Schorn, ganz anders als mancher sonstige Jazz-Big-Band-Chef, der nur fustwippend vor der Band steht. Wie ein klassischer Dirigent steuert der bärenhaft wirkende Schorn die Musik, will scheinbar mit seiner Gestik den Instrumenten bei der Geburt der Klänge helfen, die genauso tönen sollen, wie es seine raffinierten Kompositionen erfordern.

Seit 2014 leitet der deutsche Professor der Hochschule für Musik Nürnberg das Zurich Jazz Orchestra. Der heute 50-Jährige ist monatlich ein- bis zweimal in Zürich. Beim Zurich Jazz Or-



Im Probenmodus: Dirigent Steffen Schorn.

Foto: Doris Fancioni

chestra, das 1995 gegründet wurde, weiss er administrativ die Managerin Bettina Uhlmann sowie Co-Leader und Trompeter Daniel Schenker an seiner Seite. So kann sich Schorn ganz aufs Musikalische konzentrieren und jagt die Band durch die vielen Kompositionen, die er vorzu schreibt.

Auf der neuen CD sind nun etliche von ihnen nachzuhören: sei es das nur dreissigsekündige «Der Wildbotz», das in ungeheurem Tempo abrockt, sei es das

knapp zehnmütige «Eye of the Wind», eine Art lyrischer Jazz-Bossa in sublimsten Orchesterfarben, sei es die repetitive Kraftmusik «Africa Suite». Das Faszinierende am Album des Zurich Jazz Orchestra: Es ist sehr weit entfernt von den Klischees, mit denen man sonst Jazz-Big-Bands in Verbindung bringt. Und wirkt enorm frisch und zeitgemäss.

Komplexer Orchesterklang

Was mit der Person Steffen Schorns direkt zusammenhängt. Jahrelang hat er als junger Saxofonist in Deutschland in allen möglichen Big Bands gedient. Dann aber, ums Jahr 2000, habe er die «Befreiung» gesucht. Zu sehr sei es ihm gewesen, dass die Big-Band-Musik nur nach überlieferten Mustern von Arrangeuren wie Bill Holman oder Thad Jones funktioniere. «Es ging für mich nicht weiter, ich wollte weitersuchen», sagt er im Gespräch.

Was er nun gefunden hat, benennt Steffen Schorn nicht zuletzt mit dem Wort «Orchesterklang», einem für ihn hochkomplexen Phänomen. Orchester-

klang meint bei Schorn zum Beispiel auch schon den Beinahe-Nichtklang, so wie er beim Zurich Jazz Orchestra zu Beginn von «Three Pictures» ertönt: Bläserluftgeräusche, zartes Saitengeräusch aus dem Innern des Flügels, leise anschwellende Zymbals. «Bei feinen Dingen wie Atemgeräuschen oder Obertönen passiert klanglich schon ganz viel», sagt Schorn.

Ganz viel und noch mehr passiert auch, wenn Schorn die Band in «Three Pictures» alsbald in handfestere Klänge hineinführt. Hier zeigt sich, wie viel man mit den Klangfarben von 17 Instrumentalisten anstellen kann. Die Saxofonisten greifen überdies auch zu Klarinetten und Bassklarinetten, die Trompeten spielen offen oder mit Dämpfer, verschmelzen mit dem Flügelhorn. «Mich interessiert, wie Klänge sich durchmischen und Legierungen entstehen», sagt Schorn. Gerade das ist in «Three Pictures» wunderschön hörbar. Wie sich die Einzelinstrumente zum so leichten wie vielfarbigen Gesamtklang vernetzen und verwe-

ben, zeugt von der Feinstarbeit eines Klangalchemisten.

«Bitte mehr Flow»

Bei Schorn ist Jazz im engeren Sinne auch nur noch Teil einer ausgeweiteten Orchestersprache. Man hört auch Rock, Funk, Free- und Noise-Passagen, Elemente zeitgenössischer Klassik. So nutzt Steffen Schorn den Klangkörper des Zurich Jazz Orchestra eher als komplexe Klang- denn als Powermaschine. Im Kanzlei richtet sich Steffen Schorn an die Musiker, wünscht sich mehr «Flow» bei einer Stelle. Zugleich geht er mit Sorgfalt in die Details. Dieses Pianissimo – noch leiser! Er will «die Sextole in Takt neun» wiederholen. Und dann, als die Musik klingt, wie er es will – da wird er wieder ganz zum Euphoriker. Ein Adjektiv allein genügt nicht zum Orchesterlob: «Gut! Herrlich! Wunderbar!»

Christoph Merki

Steffen Schorn & Zurich Jazz Orchestra: Three Pictures (Mons Records). CD-Taufe: 19. 4., Moods, Zürich.